Zeugen der Gegenwart: Interview mit Luca Lombardi

Die Stimme der Komponisten während und jenseits der Pandemie

Wir haben mehrere Komponisten aufgefordert, drei Fragen zu beantworten, die sich auf die Gegenwart beziehen, um die Merkmale, Widersprüche und Besonderheiten von Musikmachen (und über Musik Denken) zur Zeit einer so radikalen globalen Krise zu untersuchen. Nach dem Gespräch mit Giorgio Battistelli ist es diesmal Luca Lombardi, der auf unsere Fragen geantwortet hat. Maestro Lombardi gab uns ein eindrucksvolles Bild seines täglichen Lebens, das aus Überlegungen besteht, die die Musik, insbesondere die zeitgenössische, mit den politischen und sozialen Problemen unserer Zeit verbinden.

1. *Maestro Lombardi, wir möchten von der intimen Beziehung zu sich selbst in diesen Tagen der erzwungenen häuslichen Gefangenschaft ausgehen: Der Komponist lebt, der Natur seines Handwerks entsprechend, in einem Zustand der Einsamkeit; doch wie verändert sich, angesichts der erzwungenen Gefangenschaft, die Wahrnehmung dieser Einsamkeit, falls sie sich ändert, und welche Überlegungen ergeben sich daraus?*

In Wahrheit ändert sich nicht viel. Normalerweise versuche ich jeden Tag zu komponieren. Wenn ich keine dringenden Termine habe, widme ich jeden Vormittag 3-4 Stunden der Komposition und reserviere den Nachmittag für andere Aktivitäten (Korrespondenz, Verfassen von Texten, meistens im Zusammenhang mit meiner Kompositionsarbeit, Korrekturlesen usw.). Dies geschieht auch während dieser Zeit der erzwungenen Isolation. Da ich den See vor Augen habe (ich wohne am Albaner See, gegenüber von Castel Gandolfo, in der Nähe von Rom), belastet es mich natürlich, nicht ab und zu am Seeufer oder in dem Wald, der ihn umgibt, spazieren gehen zu können. Oder abends nach Rom zu fahren, um Freunde zu treffen oder um mir im Kino "Nuovo Olimpia" einen Film in Originalsprache anzusehen. Aber das sind die vorübergehenden Einschränkungen, die wir alle teilen.

Natürlich ruft diese unerwartete, ungewöhnliche und potenziell gefährliche Situation wegen der Covid-19-Pandemie viele Gedanken hervor. Zum Beispiel über meine Beziehung zum Tod. Nicht nur wegen der Pandemie, sondern auch weil ich in diesem Jahr 75 Jahre alt werde, ist es normal, dass ich an den Tod denke, der jeden Moment eintreten kann. Aber es ist kein neuer Gedanke. Der Gedanke an den Tod begleitet mich von meiner Jugend an. Wie im Falle all meiner Gedanken, Ängste und Hoffnungen, doch überhaupt im Falle jedweder neuen existentiellen Erfahrung, die ich mache, kann man davon Spuren in meiner Musik finden. Ohne zu weit in die Zeit zurückzugehen, denke ich an eine Komposition wie *E subito riprende il viaggio* (Und gleich nimmst du die Fahrt wieder auf) für 5 Stimmen von 1980. Die wunderbaren Texte von Giuseppe Ungaretti, die ich vertont habe, haben alle mit Einsamkeit, mit dem "Geworfensein" (um einen schönen Begriff eines Philosophen, den ich sonst überhaupt nicht liebe, zu verwenden), mit Zerbrechlichkeit, Vergänglichkeit und Tod zu tun. 1984, nach dem Tod meiner Schwester Giovanna, komponierte ich *Nel tuo porto quiete. Un requiem italiano* (In deinem Hafen Ruhe. Ein italienisches Requiem, nach einem Text von Edoardo Sanguineti, für Soli, Chor und Orchester), und ich könnte viele andere Stücke nennen, bis zur Oper, an der ich seit langem und auch in diesen Tagen wieder arbeite, *Ofer* (nach dem Buch von David Grossman *Eine Frau flieht vor einer Nachricht*), die auch mit Verlassenheit, Trennung und Tod zu tun hat. Doch, obwohl das Thema des Todes in meiner Musik oft auftaucht, ist sie nicht grundsätzlich melancholisch. Ideell möchte ich durch sie die

vielen verschiedenen Aspekte des Lebens wiedergeben. Sie ist Ausdruck meines Lebenswillens und meiner Lebenskraft, sie ist meine Art, das Leben in all seiner widersprüchlichen Vielfalt zu erfahren und zu verarbeiten. Das Nachdenken über unsere Zerbrechlichkeit und Endlichkeit sollte uns dazu führen zu verstehen, was für uns und unsere Mitmenschen wirklich wichtig ist. Tun wir es? Wenn das Leben normal verläuft und wir einigermaßen gesund sind, verlieren wir meistens keinen Gedanken daran, wie wichtig jeder einzelne Atemzug ist: kein selbstverständliches Privileg. Es gibt ja Menschen, die, auch ohne von einem neuen und unbekanntem Virus infiziert zu sein, Atembeschwerden haben. Und es gibt solche, die zwar gesund sind und sich nicht gegen ein mikroskopisch kleines Virus wehren müssen, sondern gegen ihre Mitmenschen, die, auch sie gesund, gegen sie Krieg führen. Die Menschen sind seltsam: oft wunderbar, oft schrecklich, oft intelligent und kreativ und, was unseren begrenzten und bescheidenen Musikbereich betrifft, in der Lage, herrliche Meisterwerke zu schaffen, oft wiederum dumm und stumpfsinnig ... Denn selbst wenn wir außergewöhnliche Dinge tun und täglich "magische" Werkzeuge benutzen (wie den Computer, auf dem ich schreibe, oder das Mobiltelefon, mit dem ich gerade einen Anruf von der anderen Seite der Erdkugel entgegengenommen habe), sind wir immer noch die unwissenden und abergläubischen Wesen von vor Jahrhunderten und Jahrtausenden (die zum Beispiel in einer römischen Kirche heute noch ein hölzernes Kreuzifix verehren, das im XVI. Jahrhundert Rom vor der Pest gerettet haben soll). Unser Gehirn ist im Grunde genommen dasselbe wie das des Homo sapiens vor 100.000 oder 200.000 Jahren. Seitdem haben wir zwar einen langen Weg zurückgelegt, stehen aber andererseits immer noch am Ausgangspunkt, denn wir verhalten uns nicht wesentlich anders als der primitive Mensch von damals. Tatsächlich haben wir das "Zeitalter des Krieges" noch nicht hinter uns gelassen. Selbst in diesen Tagen des "Krieges" gegen die Pandemie, wüten auf der Welt Kriege weiter, in denen Menschen ausziehen, um andere Menschen zu töten. Menschen, für die andere Menschen wie ein Virus sind, das es zu vernichten gilt. Genauso töten wir – oft auf äußerst grausame Weise – andere Tiere, um sie zu essen oder einfach zum "Sport", beim Jagen und Fischen. Und so wie wir gegenüber unseren Mitmenschen und anderen Lebewesen handeln, so handeln wir auch gegenüber dem Planeten, auf dem wir leben, den wir berauben und zerstören. Sind wir uns dessen bewusst? Die Mehrheit der fast acht Milliarden Menschen, die unseren Planeten bevölkern, ist es wohl nicht, und die meisten derjenigen, die es sind, neigen unter "normalen" Bedingungen dazu, das Bewusstsein darüber zu verdrängen. Aber was heißt "normale Bedingungen"? Die Bedingungen sind längst nicht mehr normal, bestimmt nicht erst von dieser Pandemie an, der viele andere Pandemien vorausgegangen sind, die teilweise weitaus schädlicher waren: man erinnere sich daran, dass an der "Spanischen Grippe" vor einem Jahrhundert etwa fünfzig Millionen Menschen – einschließlich der Zwillingschwester meiner Mutter – starben. An Covid-19 sind bis heute, den 11. April 2020, etwa 86.000 Menschen gestorben. Vorausgesetzt, dass jedes Leben heilig ist (nach jüdischer Tradition rettet, wer ein Leben rettet, die ganze Welt), entsprechen die Toten dieser Pandemie 0,17% der damaligen Toten. Warum wird sie also viel ernster genommen als jene und andere Pandemien? Dies hat mehrere Gründe. Dank globaler Echtzeit-Informationen sind wir viel besser darüber informiert, was in weit entfernten Teilen der Welt geschieht; dank der Möglichkeit, uns schnell und beliebig von einem Teil der Welt zum anderen zu bewegen, bewegen sich mit uns auch die Erreger bekannter und unbekannter Krankheiten. Nun ist der Fortschritt in den nur hundert Jahren seit der spanischen Grippe unvergleichlich größer gewesen, als in der Zeit zwischen der Pest in Athen vor 2500 Jahren (die von Thukydides und, einige Jahrhunderte später, von Lukrez beschrieben wurde), und der spanischen Pandemie von 1918-20. Übrigens, gegen Ende der neunziger Jahre bat ich den bedeutenden Dichter Edoardo Sanguineti, einige Texte aus *De Rerum Natura* für mich zu übersetzen. So entstand *Lucrezio. Un oratorio materialistico* (Lukrez. Ein materialistisches Oratorium), das aus drei Teilen besteht: Natur, Liebe, Tod. (Die ersten Teile habe ich 1998 und 2002

komponiert, der dritte, der die Pest in Athen beschreibt, wartet noch darauf, vertont zu werden – vielleicht wäre es gerade jetzt an der Zeit, diesen letzten Teil zu komponieren ...)

Der Mensch hat inzwischen so viele einst tödliche Krankheiten besiegt, dass er sich allmählich omnipotent fühlt. Doch plötzlich taucht ein unbekanntes Virus auf, und seine Welt scheint zusammenzubrechen. Dennoch waren wir nie besser in der Lage, uns gegen eine Pandemie zu verteidigen, selbst wenn ihr Erreger zur Zeit noch unbekannt ist. Es ist aber eine Schande, den Mangel an solidarischer Zusammenarbeit zwischen den Menschen zu erleben – auf nationaler wie internationaler Ebene. Dabei wäre diese Tragödie eine Gelegenheit, endlich zu begreifen, dass gerade weil die Welt heute so viel kleiner als vor tausend oder auch nur hundert Jahren ist, wir alle im selben Boot sitzen und eine Epidemie in einem Land, die ganze Welt – sowohl in gesundheitlicher, als auch in wirtschaftlicher Hinsicht, in Mitleidenschaft zieht. Im Gegensatz zu Isolierung und Souveränismus, könnte dies eine Gelegenheit sein, um zu verstehen, dass wir, anstatt nach individueller Rettung zu suchen, eine gemeinsame, grenzüberschreitende, globale Bewältigung der Fragen, die alle Menschen betreffen, anstreben sollten. Doch wie viele Pandemien und andere Katastrophen werden noch nötig sein, bevor wir uns zu dieser Einsicht durchringen?

Vielleicht habe ich mich zu sehr bei Themen aufgehalten, die mit meiner eigentlichen Arbeit, mit der "Einsamkeit", von der in der Frage die Rede ist, nicht direkt zu tun haben. Und doch ist alles miteinander verbunden. Wie ich bereits andeutete, kann das Bewusstsein unserer Zerbrechlichkeit unser Handeln nicht unbeeinflusst lassen. Als Komponisten sollten wir bemüht sein, eine Musik zu komponieren, die angesichts des Todes konsistent, wert- und bedeutungsvoll ist: eine Musik, die vor dem Tod besteht. In der neueren Musik gibt es dagegen viel Frivolität. Ich könnte auch sagen: Dünkel, Blindheit, Hybris. So zum Beispiel, wenn man eine bestimmte ästhetische Richtung als historisch höher, d. h. "richtiger" als eine andere einstuft. Dabei sollten wir, zumindest seit den *Vier letzten Liedern* von Richard Strauss, wissen, dass was einzig zählt, das Gelingen, gleichsam das "spezifische Gewicht" oder, in diesem Fall können wir auch ruhig sagen: die Schönheit des Werkes ist, und nicht ein angebliches "historisches Taktgefühl", gemäß dem in einer bestimmten historischen Phase nur bestimmte Optionen und keine anderen zulässig seien. Wenn diese einst als unversöhnlich erscheinen konnten, so sehen wir heute, dass Strauss und Schönberg "kompossibel" sind, so wie es Messiaen und Schostakowitsch, Prokofjew, Varèse und Respighi und viele andere Meister mehr sind. Wir befinden uns nämlich in einem "Multiversum" (um Ernst Bloch zu zitieren) aus verschiedenen Welten, auch musikalischen, die sich in unterschiedlichen Geschwindigkeiten bewegen. Doch hier berühren wir andere Fragen, die freilich auch zu erörtern wären.

2. Strategien für die nächste Zukunft: Angesichts der gegenwärtigen globalen Umwälzungen, im Bewusstsein einer möglichen und noch tieferen Wirtschaftskrise am Horizont und der Risiken und Ängste, sich an überfüllten Orten wiederzufinden, müssen die Intendanten von Theatern und Konzertinstitutionen mehr denn je Strategien entwickeln, um den Schwierigkeiten zu begegnen, die auf uns zukommen werden. Wie sieht Ihrer Meinung nach das Szenario aus, und wie werden wir die Menschen in die Konzertsäle zurückbringen?

Ich glaube nicht, dass sich viel ändern wird. Epidemien und Pandemien gab es immer wieder in der Geschichte der Menschheit, die, wenn die größte Gefahr vorüber war, zu ihrem gewohnten Verhalten zurückkehrte. Im Guten wie im Schlechten (leider vor allem im Schlechten). Es wird sicherlich eine Phase des Übergangs geben, bis die Gegenmittel gefunden sind, und danach werden wir mit Covid-19 leben, so wie wir gelernt haben, mit Pocken, Windpocken, Grippe oder, in den letzten Jahrzehnten, mit HIV bzw. AIDS zu leben. Persönlich würde ich mir ein Nachdenken wünschen über etwas, das zwar keinen direkten

Bezug zur Pandemie hat, aber dadurch in Gang gesetzt werden könnte. Ich beziehe mich auf das, was ich vorhin über die "Frivolität" großer Teile der Musikwelt sagte. Wir sind in der glücklichen Lage, eine große Menge von Musik aus den vergangenen Jahrhunderten hören zu können. Das ist ein immenser Reichtum und Luxus. Es sollte aber auch der Produktion von heute und morgen eine vergleichbare Aufmerksamkeit entgegengebracht werden. Die Verantwortlichen von Theatern und Konzertinstitutionen sollten mutiger, unternehmungslustiger, neugieriger sein. Sie sollten sich die Frage nach der Funktion der Musik in unserer Gesellschaft und daher der Auftragsvergabe stellen und Komponisten ermutigen, Musik zu schreiben, die sich mit Fragen des wirklichen Lebens befasst und dadurch auch normal interessierte Hörer erreichen kann. Ich spreche nicht von einer Chronik der laufenden Ereignisse, es könnten durchaus die "ewigen" und universellen Fragen des Lebens sein, aber von heutigen Komponisten neuartig angegangen. Wenn dies nicht getan wird, bitte nicht mit der Ausrede, dass das Publikum keine neue Musik hören will. Auch in diesem Fall müssen wir aus der Geschichte lernen, denn auch in der Vergangenheit brauchte es Mut, um Neues vorzustellen und durchzusetzen. Doch welcher künstlerische Leiter würde heute ein Musiktheaterwerk von Wagnerschen oder ein symphonisches Werk von Mahlerschen Dimensionen in Auftrag geben? Wer hätte heute den Mut, *Le Sacre du Printemps* in Auftrag zu geben, ohne sich um voraussehbare negative Reaktionen des Publikums zu kümmern? Selbstverständlich sind Komponisten gefragt, die in der Lage sind, Werke zu schaffen, die potentiell die Zeit überdauern, es braucht aber auch jemanden, der – mit Mut, Phantasie und Vertrauen in die Zukunft – diese in Auftrag gibt. Was ich in diesem Zusammenhang für veraltet, ja kontraproduktiv halte, sind dagegen Festivals, die sich ausschließlich der zeitgenössischen Musik widmen, vor allem, wenn dabei eine enge ästhetische Richtung favorisiert wird, was einer Art "Apartheid" bestimmten Komponisten gegenüber gleichkommt. Eine Ästhetik oder Poetik zu diskriminieren, heißt, nichts aus der Geschichte gelernt zu haben. Auf diese Weise wird nämlich die Trennung (die "Apartheid") zwischen "normalem" Publikum und einem Publikum von Spezialisten, und somit die Marginalisierung, die Ghettoisierung der neuen Musik aufrechterhalten.

3. *Der Komponist: Zeuge seiner Zeit. Wenn die Notlage vorüber ist, muss es der Kunst gelingen, eine wirkliche und notwendige Stütze zu sein, wenn sie als "Medizin der Seele" anerkannt wird, und der Komponist eine "Bezugsstimme"; aber wie soll es ihm angesichts der schwierigen Bedingungen eines nicht immer anerkannten Berufsstandes gelingen, sich Gehör zu verschaffen?*

Die zeitgenössische Musik hat, zum großen Teil selbstverschuldet, den Kontakt zu den Menschen verloren. Sie hat Repräsentativität eingebüßt und wird immer weniger als Teil des kulturellen Gefüges der Gesellschaft wahrgenommen, jenes grundlegenden kulturellen *backgrounds*, den jeder durchschnittlich gebildete Mensch besitzen sollte. Im Laufe meines Lebens habe ich immer wieder ein Experiment gemacht: Ich fragte "kultivierte" Menschen, ob sie den Komponisten X, Y oder Z kennen würden, wobei ich Komponisten nannte, die auf unserem Gebiet jeder kennt. Sie kannten sie nicht. Was bedeutet das? Dass diese "kultivierten" Menschen ignorant sind? Natürlich sind sie es. Es bedeutet aber auch, dass es der zeitgenössischen Musik, oft auch in ihren höchsten Erscheinungsformen, nicht gelingt, ein allgemeineres Interesse zu wecken. Daran sind wir mitschuldig. Und unser italienisches Schulsystem, das sehr wenig oder nichts tut, um den neuen Generationen die Musik ihrer eigenen Zeit näher zu bringen. Natürlich – siehe oben – sind auch die künstlerischen Leiter verantwortlich. Ebenso wie es die meisten großen Solisten und Dirigenten sind, die, überbeschäftigt und ständig in der Welt unterwegs, vor allem daran interessiert sind, sich mit

einer abermaligen Interpretation eines Repertoirestückes aus der Vergangenheit einen Namen zu machen. Darüber würden die Komponisten jener hehren Werke selber den Kopf schütteln. Hat dies alles nichts mit dem Coronavirus zu tun? Mag sein, doch jeder von uns, plötzlich mit einer solchen potenziell tödlichen Gefahr konfrontiert, sollte in sich gehen und fragen, welche seine Rolle hier und heute ist: träge und feige den üblichen Schlendrian mitmachen, oder versuchen, etwas zu tun, das auch angesichts des Todes Wert, Würde und Bedeutung hat.

Das Interview führten Valerio Sebastiani und Michele Sarti für das Online Magazin "Quinte Parallele" (<http://quinteparallele.net/>; <http://quinteparallele.net/2020/04/17/testimoni-del-presente-intervista-a-luca-lombardi/>)